Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 14

Artikel: Die Zigeuner - 500 Jahre in Europa
Autor: Hayek, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669883

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bastei zu Tal, hinüber über die Donau, wo die großen Hotels und Museen, die Theater und öffentlichen Gebäude stehen. Diesseits an den Hängen klettern die Villen und Paläste empor, und man gerät in Verlegenheit, wo man just bei der so knappen Zeit einen Besuch machen will. Die Wahl wird zuletzt auf das Parlamentsgebäude fallen. Es ist ein herrlicher Renaissancebau von ungeheuerlichen Dimensionen. Ein Gang durch die Säle mit ihrem Schmuck, ihren Säulen und Gemälden, der Treppenbau von fürstlicher Pracht, die historischen Erinnerungen, die hier umgehen, lassen nur die allerhöchsten Vergleiche gelten. So wird das Londoner Parlamentsgebäude herangezogen, und beide dürfen sich rühmen, Spitzenleistungen edelster Baukunst zu sein.

Die Stadt mit fast anderthalb Millionen Einwohnern ist ein aufgeschlagenes Buch der Geschichte. Die Blätter erzählen von bewegten Schicksalen und vielen Völkerschaften, die hier schon ihr Szepter geschwungen. Und wie ein Glied in einer Kette löste ein Stamm den andern ab. Nach den Kelten kamen die Römer, zur Zeit der Völkerwanderung die Hunnen, dann die Ostgoten, die Langobarden, die Slawen, die Awaren. Auf und nieder gingen die Wogen eines wechselvollen Geschickes. Die Türken folgten und wurden 1686 wieder vertrieben; ein neuer Aufschwung hob an, ließ die Stadt erstarken und führte sie einer glänzenden Entwicklung entgegen, bis der Weltkrieg die schönsten Träume zu nichte machte und Ungarn einen Schlag versetzte, an dem es noch heute blutet.

Freilich, wer Budapest einen flinken Reisebesuch abstattet, achtet dieser Wunden nicht sehr. Man braucht jedoch nur leichte Fühlung zu nehmen mit Einheimischen, bricht der Kummer hervor, und die Träume des alten Reiches werden lebendig.

Die Zigeuner — 500 Jahre in Europa.

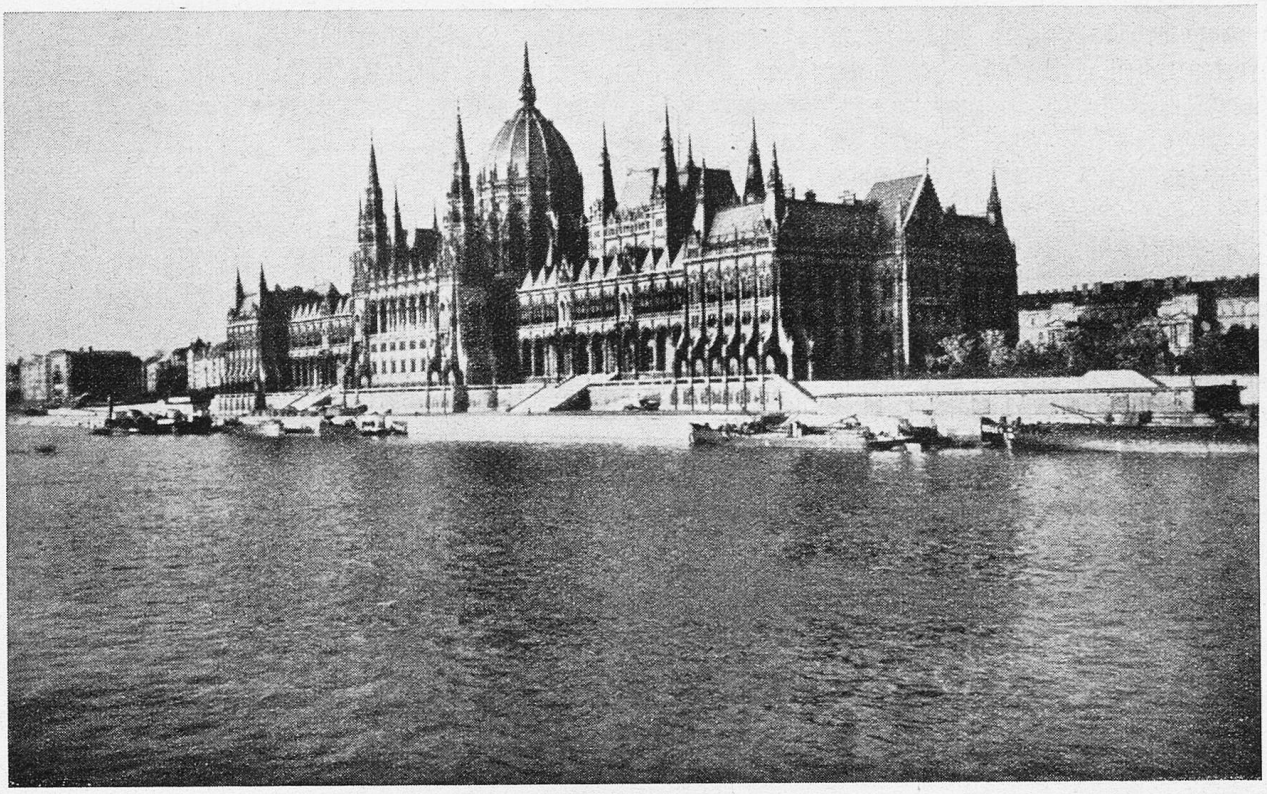
Von Max Hayek.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Lenau: Die drei Zigeuner

Unter den mancherlei Völkern der kinderreichen Erde lebt eines, nomadisch bis heute, fremd und geheimnisvoll, abgeschlossen und unzugänglich, mit einer eigenen Sprache begabt, verwahrlost, verwildert, in Lumpen, arm und verachtet — und dabei doch stolz und adelig: das seltsame Volk der Zigeuner, jener gelbbraunen, glutäugigen, wirrhaarigen Menschen, als deren Urheimat Ägypten galt, bis die Sprachforschung entschied, daß sie aus Indien nach Europa gekommen waren, wo man ihnen die verschiedensten Namen gab.

Gyphtoi, so nannte sie der Grieche, Egyptenaaren der Holländer, Gypsies der Engländer, Egyptiens oder in der neueren Zeit Bohémiens der Franzose, Gitanos in Spanien. In Ungarn nannte man sie „Pharao népe" — Pharaos Volk — heute sind sie dort die „Cigany" —, und Ungarn war neben Rußland das einzige Land, das den Zigeunern Gastrecht gewährte. Im Jahre 1437, also vor 500 Jahren, gab ihnen der deutsche Kaiser Sigismund durch einen Freibrief die Erlaubnis zur Niederlassung in Ungarn — und darum werden die Zigeuner Ungarns das Jubiläum ihrer 500jährigen Zugehörigkeit zum Staate der Ungarn besonders festlich begehen. Wie jenseits der Leitha, so sind die Zigeuner im 15. Jahrhundert aber auch in Deutschland (1417), in der Schweiz (1418), in Dänemark (1420), in England (1430), in Spanien (1447), in Schottland (1492) aufgetaucht. Dieses Wandervolk verstreute sich nicht nur über ganz Europa, sondern es gelangte auch über den Ozean und war bald in Asien, Afrika und Amerika anzutreffen. Heute begegnet man dem Zigeuner wohl auf dem ganzen Erdball. Ein wunderliches Volk mit wunderlichen Bräuchen, den schlechtesten Ruf genießend, als Verbrechervolk geltend, als Volk von Kinderräubern, Pferde- und Hühnerdieben, von weissagenden Handleserinnen und Kartenaufschlägerinnen — und doch begnadet mit einer Kunst, in der es die Qualen und Sehnsüchte, die dunkle Pein und glühende Freude seiner Seele in wahrhaft einziger Art offenbart: mit der Zigeunermusik, die, eine Stimme der Menschheit, jedes Herz im Tiefsten ergreift und erschüttert. Diese seine Musik hat das Volk der Zigeuner, das Volk der „Romi", wie es sich selbst nennt, in der ganzen Welt berühmt gemacht. Und die „Primas", die Primgeiger der kleinen Orchester, in denen das Cymbal geschlagen wird, die Geigen jubi-



Budapest. Parlament.

lieren und schluchzen und der Brummbaß dröhnend den Rhythmus akzentuiert, sie haben sich nicht selten die Gunst von Fürsten erfiedelt, nicht selten die Liebe schöner und schönster Frauen. Man erinnert sich wohl noch des Rigo Jancsi, jenes schwarzäugigen Zigeuners, dem die herrlichste Frau, die Helena ihrer Tage, die zauberhafte Prinzessin Chimay, ihr Herz schenkte. Aber dieser Rigo Jancsi mit seiner Zaubergeige war nur einer in der stolzen Reihe der Primas, die mit Demetrius Karman im 15. Jahrhundert beginnt und dann einen Barnu Mihaly, einen „ungarischen Orpheus", einen Bihary, Banda Marczi, Racz Pali und viele andere verzeichnet. Ja, auch eine Geigenvirtuosin, Csinka Panna, nennt die Geschichte der Zigeunermusik, der Franz Liszt eine besondere Schrift widmete „Les Bohémiens et de leur musique en Hongrie". Liszt vertrat darin die Meinung, daß die Zigeunermusik die Mutter der ungarischen Musik sei, doch wurde dies später bestritten. Das Wunderbare ist, daß kein Zigeuner eine Note lesen kann, daß sie alle Naturspieler sind, die mit besonderer Begabung für die Fiedel und die Erfindung neuer Zigeunerweisen geboren werden. Es herrscht zwischen den einzelnen Orchestern der Zigeuner übrigens gelegentlich unversöhnliche Feindschaft. Der Ehrgeiz dieser heißblütigen Menschen ist unbezähmbar. Jeder Primas will nicht nur „Der Erste" heißen, sondern es auch sein und bleiben — und nichts kennzeichnet die eifersüchtige Veranlagung dieses Volkes besser als der tragische Fall des Primas Balog Karolyi, der vor Jahrzehnten als unbestrittener Zigeunerkönig galt und durch Konzertreisen, die ihn auch nach Deutschland führten, Berühmtheit gewann. Auf einer solchen Reise soll er in Berlin den großen Geiger Josef Joachim durch sein Spiel zu Tränen gerührt haben. Balog pflegte von den Tourneen immer wieder in sein Heimatdorf Palkonya zurückzukehren, um dort im Kreise der Seinen auszuruhen und seinem Sohn Jancsi das Geigenspiel beizubringen. Aber eben dieser Sohn Jancsi, ein echter Zigeunerjunge mit dem musikalischen Genie seines Volkes, wurde der Anlaß einer furchtbaren Tat des Vaters. Alle im Dorf sagten es und stachelten so den Neid des Alten: der Sohn spiele besser als er. Am 18. November 1909 wurde Jancsi 16 Jahre alt. „Ich will dich feiern", sagte der Vater Balog an jenem Tage zu seinem Sohne, „komm in die Schenke!" In der Schenke ließ er dem Jungen die schwersten Weine geben und be-

fahl ihm dann, zu spielen. Und wundersam süß und betörend hob sich das Lied aus des Jancsi Fiedel. „Ja", stammelte der Vater, vom Dämon gepackt, „sie haben nicht zu viel gesagt, er ist besser als ich, er übertrifft mich!" Und während der Sohn, ganz der Melodie hingegeben, wie in einer Entrückung weiterspielt, schleicht der Vater in die Küche, holt eine Axt und erschlägt den Sohn. Dann stellt er sich der Gendarmerie. „Ich habe meinen Sohn getötet," sagte er, „weil er größer werden wollte als sein Vater. Aber es soll niemals einen besseren Primas geben, als ich einer war!"

Die Dichtkunst und die Oper haben sich ihre Motive oft aus dem Leben der Zigeuner geholt. Weber's „Preziosa", Meyerbeer's „Vielka", Taglioni's „Esmeralda" und vor allem Bizet's Meisterwerk „Carmen" stellen Zigeuner dar. In „Carmen" wird die Liebe tiefsinnig ein Zigeunerkind genannt. „L'amour est enfant de Bohème, il n'a jamais connu de loi". In Verdi's „Troubadour" gibt's einen Zigeunerchor, und die dunkle Ulrika im „Maskenball" ist eine Tochter des geheimnisvollen Volkes. Der „Zigeunerbaron", die Meisteroperette von Johann Strauß, erinnert uns wieder an das Volk der Zigeuner. Cervantes in seiner „Gitanella", Puschkin und Lenau haben den Zigeuner verherrlicht.

Heute freilich sind etliche der Zigeuner, der armen, elenden Kinder der Landstraße, gebildete Menschen des Westens geworden, und die Primas in den Hauptstädten, gut bezahlte Künstler, kleiden sich modisch und geben sich als Leute von Welt. Der große Schmelztiegel Menschheit nimmt alle Ingredienzien auf und verwandelt sie — und nach Jahrhunderten sind auch sie dahin, die Zigeuner, die braungebrannten Menschen mit den Glutaugen und zerrauften Haaren, jene Nomaden in Lumpen und Fetzen, die bettelnd und stehlend einst der Schrecken der Bürger und Bauern waren.

Zigeunerzug.

Es dunkelt der Abend gewitterschwer,
Die Sonne sinkt rot zu Tale —
Wo kommen die armen Zigeuner her
Im späten Abendstrahle?

Die Alte auf dem Karren sitzt,
Ein Kind ruht ihr im Schoße.
Sieh, wie des Kleinen Auge blitzt,
Das schwarze, unheimlich große!

Das ist wohl der alten Zigeunerin Sohn,
Mit den stämmigen Schultern der Junge,
Um seine Lippe spielt kalter Hohn,
Fremd klingt die bewegliche Zunge.

Und die ihm schweigend zur Seite geht,
Die holde Kastanienbraune —
Ihr langes Haar im Winde weht —,
Sie bricht sich Rosen vom Zaune.

Sie streuet die Rosen in den Wind:
„Ihr sollt es nicht besser haben!
Wo werden sie mich und wo mein Kind
In fremden Landen begraben?"

Franz Bonn-Miris.

Schweizerische Osterbräuche.

Von August Knobel.

Ein blütenreicher Kranz von Bräuchen, die alle darauf abzielen, die Wunderkraft der lenzesfrohen Natur dem Menschen dienstbar zu machen, umschlingt Ostern, das alte Frühlingsfest der Germanen. Sonne, Frühling, Fruchtbarkeit sind der geheime Sinn der Osterbräuche, die sich bis in unsere Tage erhalten haben. Leicht erkennbar ist als Sinnbild der Fruchtbarkeit das bekannteste und verbreitetste Wahrzeichen der Ostern, das Osterei. Ursprünglich ein Eieropfer für den Wettergott Donar, dann Symbol des Todesschlafes und der Auferstehung des Heilandes, spielt das Ei noch die wichtigste Rolle ganz besonders unter den schweizerischen und auch deutschen Osterbräuchen.

Am Tage vor dem Osterfeste bereiten die Kinder in Stadt und Land aus allerlei Gras oder aus Stroh und Heu Nester, legen sie bei schönem Wetter in die Hofstatt unter die Obstbäume oder in den Garten in irgend ein Gebüsch; bei